

Über die politische Rhetorik der Playback-Generation. Von Hans Hütt

Zum Ende seiner politischen Karriere teilt das grüne Alphanier noch einmal aus: Künftig werde er hinten im Bundestag sitzen, nachdenken und schweigen. Der letzte Live-Rock'n'Roller, Frankfurter Taxifahrer, Buchhändler und Bundesaußenminister a.D. Joseph Fischer sieht in der politischen Klasse die Stunde der Playback-Generation gekommen.

1. An Widerständen wachsen

Vergessen wir getrost diesen Versuch eines Distinktionsgewinns und horchen auf das Timbre, das knarrende Reibeisen seiner Stimme. Dieser Popstar hat *unplugged*-Auftritte immer genossen. Er konnte elektrisieren. Auch wenn seine Metaphern hölzern, windschief oder sentimental waren. Darauf aber kam es nie an. Als Redner wuchs Fischer an den Widerständen, die sich ihm entgegensetzten, da konnte er ein Kraftfeld erzeugen, mitreißen und eine Stimmungslage drehen. Das erinnert an die brasilianischen Surfer, die sich bekreuzigen, bevor sie auf ihren Brettern hinaus in die wilde Atlantikbrandung paddeln: Respekt vor dem Risiko und der sportliche Mut, sich ihm zu stellen.

Fischers Bild trifft den Sachverhalt. *Unplugged* wirkt die Playback-Generation der Pofallas, Göring-Eckarts, Heilo- und Scholzomaten, als hätte man ihr tatsächlich den Saft abgedreht, wie Fische auf dem Trocknen. Noch das nachdenkliche Schweigen des zynischen Melancholikers Fischer elektrisiert (denn ein Schweiger ist er weißgott nicht). Welch ein Kontrast zur grünen Fraktionsvorsitzenden Renate Künast, die im Deutschlandfunk auf die Frage, ob sie nun für oder gegen einen Untersuchungsausschuss sei, munter drauf los durch die Gegend filibustert.

2. Opportunismus als Bewährungschance

Wir können den konstatierten Verlust an rhetorischer Substanz einem Generationswechsel zurechnen, wenngleich dieser Begriff eine historische Nebelkerze ist. Dem Straßenkämpfer missfällt das Beliebige der neuen Generation (ihre Variante der Gefallsucht). Wofür sie steht, scheint unentscheidbar. Der Messdiener Fischer ist protestantischer, als Herr von Klaeden je sein wird. Von Klaedens „j'accuse“ war schon Pose, noch ehe er es ausgesprochen hatte.

Zurück zur Tagesordnung. Die geschmeidige Prosa der Playback-Generation nutzt ihr als Echolot, um herauszufinden, was geht. Insoweit können wir die rhetorische Beliebigkeit auch als klugen Opportunismus begreifen. Hierzu gehört allerdings auch die Entschlossenheit, Chancen zu erkennen und sie beim Schopf zu packen. Davon aber kann bisher kaum die Rede sein. Solange die Playback-Redner die Einsicht in die Grenzen dessen, was sie politisch tatsächlich bewirken können, nicht aussprechen, solange bleibt ihre rhetorische Prosa künstlich, im schlechten Sinne unpolitisch. Ihre Prosa trennt sich von einem Projekt, für das sie stehen könnte. Sie steht wie das Grinsen ohne Katze im leeren Raum.

Inzwischen macht sich Erleichterung breit. Im Kabinett Davongekommene können ein Liedchen davon singen, nun also das Loblied auf die Moderation anstelle der sieben Jahre geübten Huldigung an die Alphetiere. Nicht die Kunst des Überzeugens (das sei bekanntlich auch unfruchtbar), sondern der Platz in den täglichen Charts, die kleine ausgekochte Pointe, die staatsfrauliche Mimik und die Staatsmanns-Rhetorik des größten Oppositionsführers und begehrtesten Wunschpartners aller Zeiten machen den Unterschied.

Hinter der Effekthascherei winkt die gleiche Logik, die das Publikum vom Auf und Ab der Börsenkurse und des

Politbarometers kennt. Politische Großwetterlagen entziehen sich dem eigenen Einfluss. Technisch versiert wirft die Playback-Generation also die Windmaschinen an. Andernorts verfolgen das Staatsanwaltschaften als Insidergeschäfte. Es ist an der Zeit, die Kabinettsromane von Stendhal wieder zu lesen.

Bejammernswert sind nicht die situative Komik und ihr Unterhaltungswert. Stünden sie für eine Haltung, erfüllten sie ihren Zweck. Die Playback-Generation entkoppelt den Sinn vom Zweck ihres politischen Redens und Verhaltens. Kaum verwunderlich, dass „die Menschen“, wie die Physikerin im Kanzleramt gerne sagt, statt vom Souverän zu sprechen (also ihren Wählern und Nichtwählern), offenbar nichts verstehen wollen bzw. sich ihren eigenen Reim machen, aller *Teamarbeit für Deutschland* zum Trotz.

Zu Beginn dieser übergroßen Koalition ertönt noch Freude über ihre rhetorische Nüchternheit. Endlich auf dem Boden der Tatsachen angekommen, zeugt das Pathos dieser Nüchternheit eigene Rauschzustände. Der Katzenjammer zwölf Monate später zeigt indes nichts als Leere, weit und breit. Die Leere ist das Grundmerkmal der politischen Playback-Rhetorik, erkennbar, wenn blitzartig ein Blick hinter die Kulisse möglich ist. Diese Kaiser sind so nackt wie schon lange nicht mehr.

Besonders auffällig war das im Berliner Wahlkampf des früheren Redenschreibers Friedbert Pflüger. Staatssekretär a.D. Pflüger ist die Inkarnation eines Playback-Redners, der mit der gleichen Verve immer auch das Gegenteil von dem sagen könnte, was er gerade erst in dekorativer Pose als seine persönliche Überzeugung verkündet hat. Das verbindet ihn übrigens mit dem Regierenden Bürgermeister, den Mechthild Küpper einmal als den Wiedergänger des jungen Diepgen bezeichnet hat. Diese Eigenschaft ist das Erfolgsgeheimnis des Herrn Wowerit.

Dahinter arbeitet ein gut entwickeltes Gespür dafür, was geht - oder eben nicht, ein robuster Opportunismus.

Wäre die Leere das Ergebnis einer politischen Strategie, wäre ihr manches abzugewinnen. Die Spiele sind vorbei. Das Brot noch nicht rationiert. Der Apparat verrichtet seine Arbeit. Die entleerte politische Rhetorik hält das Publikum in milder Unzufriedenheit.

3. Der horror vacui der rhetorischen Leere

Das Idyll ist leider zu schön, um wahr zu sein. Hinter der dekorativen Leere wittern erfahrene Paragoniker den *horror vacui*. Am erstaunlichsten offenbart er sich in den perfekten Nebensatzgirlanden der Bundesbildungsministerin Annette Schavan. Vor ihrer hermetisch kalfaterten Prosa kapitulieren selbst nachfrageerprobte Moderatoren des Deutschlandfunks: „Das lassen wir dann mal so stehen.“ Nur die niederrheinische Modulation vermittelt einen Rest an Authentizität. Sich nicht angreifbar zu machen, bietet keinen Ausweg aus der politischen Tragik, nicht greifbar zu sein.

Hier stoßen wir zum Kern des Unbehagens, das von Berlin-Mitte aus rhetorisch die Republik überzieht. Im Politik-Marketing wäre an dieser Stelle von unzureichendem Erwartungsmanagement zu reden. Früher hätte ein Kanzler dazu gesagt: „Was kümmert mich mein dummes Geschwätz von gestern?“ Heute werden mit einem simplen Advokatenrick die Wähler dafür haftbar gemacht, dass alles anders gekommen ist: „Ihr habt das so gewollt!“

Den Parteistrategen der schrumpfenden Volksparteien ist unter den Bedingungen der Großen Koalition ihr Gegenspieler abhanden gekommen. Ungern aber möchten sie für Projekte in Haftung genommen werden, die der Programmatik des bisherigen Kontrahenten zugerechnet werden. Ein erstes Indiz, dass die Dynamik des Wettbewerbs endlich auch innerhalb der Regierung

an Fahrt gewinnen könnte, gibt die Mitte-Initiative des SPD-Vorsitzenden Kurt Beck. Noch aber verharren die Vertragspartner im Kleinklein der Beschwörung des Koalitionsvertrags und dem Mantra von gesundheitspolitischen „Eckpunkten“, denen Sachverständige attestieren, dass ihnen längst die Geschäftsgrundlagen ihres Zustandekommens abhanden gekommen seien.

Überschattet wird das *backstage*-Theater von rhetorischen Hypotheken, an die nun zu erinnern ist. Es gehört zu den Ironien der Berliner Republik, dass das Format der „Berliner Rede“ dem lokalen Gastgewerbe zu verdanken ist. Mit ihr wollte einst das erste Haus am Platz rhetorisch Leben in die Bude bringen. Prompt ist der damalige Bundespräsident Roman Herzog in die Falle getappt und hat seine Ruck-Rede gehalten, ein fatales Dokument politischer Postpotenz. Seither mäandern die seltsamsten Erwartungen durch die Gegend, was große Reden bewirken könnten.

4. Aus Vorsatz hinter den Möglichkeiten zurückbleiben

Große Reden aber leben nicht allein von dem Thema, der großen Sache (über deren Fehlen Karl Heinz Bohrer klagt, sie sei hinter einem Knäuel kleiner Sachen verschwunden) oder einem Manuskript, sondern von der Person des Redners bzw. der Rednerin. Erlaubt sei an dieser Stelle deshalb der Versuch, die eigentümliche rhetorische Disziplin der Bundeskanzlerin und des Vizekanzlers in den Blick zu rücken. Strategen und genaue Beobachter der politischen Kräftefelder sind sie unbestritten beide. Als Physikerin verfügt Frau Merkel über ein methodisch differenziertes Verständnis davon, wie diskret oder auch sprunghaft Übergänge von einem Systemzustand a in einen Systemzustand b zustande kommen können. Auch ihre Fähigkeit, Widerstände zu messen, hat sie so virtuos wie kühl aus der Physik in die Politik übertragen. Schon ihre Entscheidung, Physik zu studieren, können wir rhetorisch als

spezifischen biographischen Widerstand interpretieren. Wogegen auch immer! Ihre Liebe zur Oper, dem Kraftwerk der Gefühle, offenbart neben ihrem rhetorischen Repertoire einen Charakter, den die Engländer als *extremely compartmentalized* beschreiben würden. Sie begnügt sich damit, auseinander zu halten, was ihrer Meinung nach nicht zusammen gehört, und bleibt aus Vorsatz weit hinter ihren Möglichkeiten zurück. Aus Erfahrung misstrauisch gegenüber der Verführungskraft politischen Redens legt sie in ihrem persönlichen Rede-Stil eine Gouvernantenhaftigkeit an den Tag, die sie realpolitisch längst hinter sich gelassen hat. Ihre Reden laufen oft wie auf Stelzen durch die Landschaft, manchmal gibt sie Vollgas, fast immer aber mit angezogener Handbremse.

Darin liegt erstaunlicherweise eine gewisse Ähnlichkeit mit Vizekanzler Franz Müntefering, dem Meister der kurzen Sätze. Der gelernte Industriekaufmann aus Sundern verfolgt den Grundsatz, nur 10 Prozent von dem zu sagen, was er weiß. Damit setzt er auf hohe Eigenkapitalrendite und ist den von ihm beschworenen Heuschrecken ähnlicher, als denen lieb sein kann. Auch hier ist die angezogene Handbremse unter der Oberfläche des trockenen Redners immer zu spüren. Die subkutane Botschaft des Münteferingschen „Wir können auch anders!“ gehört zu den bisher uneingelösten Versprechen dieser Regierung.

Als Skatspieler führt Franz Müntefering, wie er sagt, das Blatt gern eng an der Brust. Sein Grundsatz, sich nicht in die Karten schauen zu lassen, verrät immerhin die politische Lust an der Pointe, der Überraschung, dem plötzlichen Stich. Mit seiner Skat-Metapher bedient Müntefering spekulative Erwartungen und provoziert zugleich vermeidbare Enttäuschungen. Denn die Regierung setzt aus guten Gründen nicht auf Coups oder den Durchmarsch des Durchregierens. Ihre Politik der kleinen Schritte wirkt – wenn wir die Regeln des Skatspiels anwenden – wie ein faktischer, aber tatsächlich

unerklärter Ramsch mit der Pointe, dass die Regierung bisher kaum einen Stich macht, also skattechnisch soweit erfolgreich mögliche Verluste minimiert. Dass ihr konjunkturell bedingte wirtschafts- und fiskalpolitische Erfolge auch nicht zugerechnet werden, steht auf einem anderen Blatt. Salopp könnten wir als Befund festhalten, dass die Bundesregierung in ihrer politischen Rhetorik paradoxes Erwartungsmanagement betreibt. Herbert Achternbusch hat vor vielen Jahren als Maxime dafür vorgegeben: Du hast keine Chance, aber nutze sie!

5. Das analytische Versagen der Medien

Damit erzeugt die Große Koalition wachsenden Verdruss, vor allem bei ihren *watchdogs* in den Medien. Die Regierung sei nicht in der Lage, die Politik ihrer übergroßen parlamentarischen Mehrheit argumentativ glaubwürdig zu vermitteln. Im Kontrast dazu wird die Vergangenheit beschworen, als mehr Demokratie gewagt werden sollte und die politische Ressource der Rhetorik fruchtbarer für die Politikvermittlung und die Orientierung der Bürger genutzt worden sei. Längst verfolgt die Vierte Gewalt in hybrider Selbstermächtigung als Nebenregierung eine eigene politische Agenda - ohne Wählermandat und ohne Beweiszwang für die Wirkung zweifelhafter Patentrezepte. Darüber haben sogar manche Qualitätsmedien die Aufgabe einer dichten analytischen Beschreibung von *current events* preisgegeben oder zumindest ins Hintertreffen geraten lassen. Das Lamento über die deplorable rhetorische Qualität unserer Spitzenpolitiker wirkt deshalb so larmoyant wie selbstvergessen. Denn was sind die Maßstäbe dieser Kritik - und welchen Beitrag leistet sie zur rhetorischen (Selbst)-Aufklärung des Souveräns? Während in den Beilagen des Nutzwert-Journalismus seitenweise Erläuterungen zur doppeldeutigen Sprache von Arbeitszeugnissen gegeben werden, vernachlässigen die politischen Ressorts mehr und mehr die Aufgabe, den politischen Singsang kritisch und vor allem kontinuierlich zu analysieren. Kaum verwunderlich, dass

führende Politiker mehr und mehr zu der Einsicht des alten Cato gelangen, dass gewisse Tatsachen erst ins öffentliche Bewusstsein gelangen, wenn sie nur oft genug wiederholt worden sind. Denn politisches Reden in den *time-slots* der elektronischen Medien geht durch einen Zerhacker, der das Format des Redens selbst zur Disposition stellt. Bis das entscheidende Stichwort endlich gehört und auch verstanden wird, können manchmal Monate vergehen, wie Franz Müntefering feststellen konnte.

Politische Playback-Rhetoriker finden übrigens in TV-
Presentern wie Steffen Seibert, Peter Hahne oder Sabine Christiansen ihre hybriden Clones. Indem sie besinnungslos nachplappern, was ihnen die politische Klasse tagtäglich an abgegriffenen Formeln vorsetzt, desertieren sie vor der eigentlichen Aufgabe der Vierten Gewalt. Es ist offenbar höchste Zeit für die Renaissance einer rhetorischen Kultur, die von den Schulen über die Hochschulen bis zu den Medien die Selbstverständigung des Souveräns über die wichtigen großen und wichtigen kleinen Sachen des politischen Lebens endlich auch rhetorisch voranbringt. Dann kann auch die Politik wieder zur großen Form finden.

6. Ausblick auf die politische Rhetorik der Berliner Republik

Wie hat sich seit Amtsantritt der Großen Koalition die Debattenkultur im Bundestag verändert? Sind die Abgeordneten der historischen Bewährungsprobe, unter die sie die große Mehrheit der Regierung stellt, gerecht geworden?

Lassen wir zum Ausklang zunächst die amtierende Opposition Revue passieren. Die grüne Fraktionsvorsitzende Renate Künast filibustert. Ihr Kollege Fritz Kuhn ist gewiss das größte analytische und rhetorische Talent seiner Partei. Was er sagt, scheint alles richtig zu sein. Aber viele Funktionäre der Grünen wollen nicht einsehen, dass die Mehrheit ihrer Wähler eher dem bürgerlichen Spektrum zuzurechnen ist, und pflegen

eine outrierte linke Rhetorik, die sie in so vermeidbare wie vergebliche Konkurrenz zur aufgeblasenen „Linken“ setzt. Der frühere Umweltminister Jürgen Trittin hat einen Redestil entwickelt, der ihn dafür prädestiniert, eines Tages den größten Rotkäppchen-Wolf aller Zeiten zu spielen. So viel Harmlosigkeit traut ihm nun wirklich keiner zu.

Oskar Lafontaine hat die beste Zeit als Redner hinter sich. Ihm sitzt die Nemesis der Selbstüberschätzung im Nacken. Er erweckt von Mal zu Mal mehr den Eindruck, als ob er sich nicht einmal selbst über den Weg traute. Die Mimik und Gestik des so ohnmächtigen wie machtversessenen Rechthabers stellen ihm selbst das Bein, über das er unentwegt stolpert.

Auch die größte Oppositionspartei bleibt als bürgerliches Korrektiv im Parlament bisher von begrenzter Substanz. Enttäuscht darüber, dass ihr der Wunschpartner abhanden gekommen ist, liebedienert sie schon wieder mit den Sozialdemokraten. Ohne die politische Rhetorik und das liberale Pathos von Ralf Dahrendorf und Werner Maihofer wirken die Auftritte ihres staatsmännischen Vorsitzenden aber weiterhin nur opportunistisch. Das politische Produkt der Liberalen hat zu viele Optimierungsschleifen im Marketing-Kanal hinter sich, als dass es glaubwürdig über die Rampe käme.

Während die Regierung über die größte Mehrheit seit Jahrzehnten verfügt und bisher jede Gelegenheit versäumt, die von ihr vorbereiteten Entscheidungen einer ernsthaften parlamentarischen Debatte auszusetzen, zeigt sich die Opposition dieser historischen Bewährungsprobe des parlamentarischen Wettbewerbs nur unzureichend gewachsen. Begreifen wir mit Franz Walter diese Konstellation als Chance für ideenreiche Vordenker, als Gelegenheit für große Debatten

über die Inhalte von Gesellschaft und Politik, dann haben unsere Oppositionsparteien noch einiges zu tun.

Damit kommen wir zu dem leidigen Generationsthema zurück. Politisch-demographische Torschlusspanik beförderte im vergangenen Jahrzehnt Studenten und junge Damen in Ministerämter und zu Parlamentarischen Staatssekretären. Kaum a.D. führen sie die Attitüde von *elder statesmen* spazieren. Jugend mag ihren besonderen Charme haben, ist aber nicht unbedingt der genuine Aggregatzustand politischer Weisheit. Ein weiterer Grund, sich verwundert die Augen zu reiben und die Ohren zu schließen, wenn die Playback-Generation das Wort ergreift. Man möchte diesem neuen *juste milieu* zurufen: „*Enrichissez-vous!*“ - aber bitte endlich mit politischer Substanz, damit die Republik nicht weiter an rhetorischer Auszehrung dahinsiecht.

Hans Hütt arbeitet als Public Affairs-Berater in Berlin.

Dieser Essay erschien im März 2007 im Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Redaktion.